

PREDIGT IN DER GEDENKSTÄTTE PLÖTZENSEE

ANLÄSSLICH DES 73. JAHRESTAGES DES 20. JULI 1944

20. Juli 2017

P. Klaus Mertes SJ

Die Abschiedsrede Jesu im Johannesevangelium ist das Vermächtnis Jesu an seine Jünger. Im kleinen Abendmahlssaal, im Kreis der engsten Vertrauten enthüllt sich, was ihm in den letzten Stunden vor seiner Hinrichtung wirklich wichtig ist. So geht es mir auch mit den Abschiedsbriefen der zum Tode Verurteilten vor ihrer Hinrichtung. Die Briefe waren, als sie geschrieben wurden, nicht als Manifeste für die Öffentlichkeit und für die Nachwelt gedacht. Sie enthielten vielmehr letzte Trostworte und Vermächtnisse an die nächsten Angehörigen und engsten Vertrauten – das, was ihnen wirklich wichtig war zu sagen. Erst in der Rückschau zeigt sich, dass diese Briefe auch Zeugnisse vor der Welt und für die Welt sind, und dies umso glaubwürdiger, je weniger die große Öffentlichkeit im Blick war, als sie geschrieben wurden.

Wenn ich die Briefe und letzten Worten der zum Tode Verurteilten lese, dann fällt mir zunächst auf: Sie sind voller **Dank**, frei von Verbitterung. Da ist offensichtlich ein geschützter Raum, in dem die Sprache des Hasses, der Häme und der Gewalt kein Echo findet. Statt Bitterkeit und Groll lese ich Dankesworte. Karl Friedrich Stellbrink an seine Frau Hildegard: „Ich danke euch für alle Liebe, die ihr mir gezeigt; alle Freude, die ihr mir gemacht; alle Geduld, mit der ihr mich ertragen habt ...“ Johannes Prassek an seine Eltern: „Dank für alle Sorgen und Mühe, die ihr in meinem Leben euch für mich gemacht habt. Vom Himmel aus will ich versuchen, alles wiedergutzumachen.“ Auch Dank für Hilfe, Unterstützung, Gebet, Solidarität in der Zeit der Gefängnishaft. In den Dank mischt sich Freude. Heinrich von Lehndorff schreibt an Gottliebe: „Ich habe Momente gehabt, wo ich richtig vergnügt war. Die Anlässe sind nur eben ganz andere geworden. Ein nettes Wort von einem mitfühlenden Menschen, die Erlaubnis zu lesen und zu rauchen, gelegentlich der Vorführung zu einer Vernehmung ein paar Schritte über den sonnigen Hof machen können und solcher Kleinigkeiten vielerlei erfreuen einen ganz genauso wie früher große Unternehmungen oder ein freudiges Ereignis.“ Der Dank gibt der Bitterkeit keinen Raum.

Als zweites stoße ich auf Bitten um Verzeihung, auf **Reue**, auf Gewissensnöte, auf Abwesenheit von Selbstgerechtigkeit. Wie naheliegend wäre es, sich selbst im Bedenken der Ungerechtigkeit des Todesurteils moralisch zu erheben. Das Gespür, für eine gerechte Sache zu kämpfen oder gekämpft zu haben, ist zwar da. Aber es klingen zugleich andere Töne an als die der moralischen Selbsterhebung. Stellbrink an seine Frau: „Und nun denkt stets an mich. Denn hier auf Erden habe ich vieles falsch gemacht.“ Prassek an seine Familie: „Darf ich euch bitten, mir zu verzeihen, wenn ich euch bisweilen weh getan habe? Es war nicht böse gemeint.“ Besonders schwer wiegt die Not mit den ethischen Dilemmata des Widerstandes, etwa die Gewissensnot, Familien, Frauen und Kinder allein und gezeichnet mit dem Verräter-Stigma zurücklassen zu müssen. Heinrich an Gottliebe von Lehndorff: „Das ist das

Entsetzliche an meiner Lage. Euch hilf- und schutzlos zurückzulassen ... Vollends wahnsinnig würde ich werden, wenn ich auch nur mit einem Gedanken es für möglich hielte, dass Du mir innerlich einen Vorwurf machen könntest.“ Vor allem in der Gewissheit barmherziger Liebe findet die ausgewählte Seele Frieden: „Ich bin mir eures Verzeihens gewiss“ schreibt Hermann Lange an seine Eltern.

Schließlich begegne ich in den Briefen der **Liebe**. Sie überwindet die Einsamkeit, trotz und in allem Alleinsein in den Zellen und in der Todesstunde. Liebe zwischen Ehepaaren, Geschwistern, Freunden, Eltern und Kindern, Anvertrauten, Helfern und Helferinnen. Liebe, die füreinander ganz da ist und oft genug für das eigene Leben riskiert, immer wieder, auch während der Zeit der Gefängnishaft. Allein schon die allermeisten Abschiedsbriefe wären nicht abgesandt worden oder angekommen, wenn nicht andere dafür ihr Leben riskiert hätten, um sie aus Haft und Gefängnis herauszuschmuggeln. / Die letzten Worte sind gerichtet an Menschen, die „für mich“ da sind. „Für mich“, sagt Paulus im Galaterbrief. Das ist eine ganz persönliche, tiefe Herzenerfahrung. „Ich bin nicht allein. Jemand ist für mich da. Jemand versteht sich so, dass er oder sie für mich da ist.“ / Paulus sagt die Präsenz „für mich“ über Christus aus. In den Abschiedsbriefen wird deutlich, dass dieses „für mich“ nicht auf Christus beschränkt ist. Es muss auch nicht fein säuberlich unterschieden werden zwischen der Liebe Christi und der Liebe der Ehefrau, der Kinder, der Eltern, der Freunde, derer sich die zum Tode Verurteilten gewiss sind. Die Liebe Christi ist nicht trennbar von der Liebe der anderen, die mit den geliebten Menschen mitgehen, ihnen verzeihen, ihnen danken, ihnen von Herzen hingegeben sind bis zuletzt.

„Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt“ sagt Jesus dem Johannesevangelium zufolge im Abendmahlssaal. Die anderen Evangelien berichten, dass Jesus dies auch über sich selbst sagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut für euch“, was ja nichts anderes heißt als: Ich gebe mein Leben für euch hin. Im Galaterbrief macht Paulus daraus die sehr persönliche Erfahrung „für mich“: „Ich lebe nun, und zwar nicht mehr ich selbst, sondern Christus lebt in mir. Sofern ich in dieser hinfälligen Existenz noch lebe, lebe ich aus dem Glauben (dessen und) an den, der mich geliebt und sich selbst hingegeben hat für mich.“ Es beeindruckt mich bei der Feier des Abendmahles in der evangelischen Tradition, wenn Leib und Blut Christi dargereicht werden mit diesem persönlich gehaltenen Zusatz: „Leib und Blut Christi, hingegeben für dich.“ Gerade auf diese persönliche Hingabe ist ja die Quelle aller Seelenkraft, die den Todesmächten trotzen kann, wie sie hier in diesem Raum besonders spürbar sind. / „Wenn Sie die Abschiedsbriefe lesen“ sagte Harald Poelchau 1954 in Plötzensee, „werden Sie spüren, wie dieses „für euch“ Gottes getragen hat. Man darf darüber nicht viel erzählen. Ich darf es auch nicht ... Es kommt darauf an, dass man die Dinge erfährt.“ (Voss/Ringhausen, S.78).